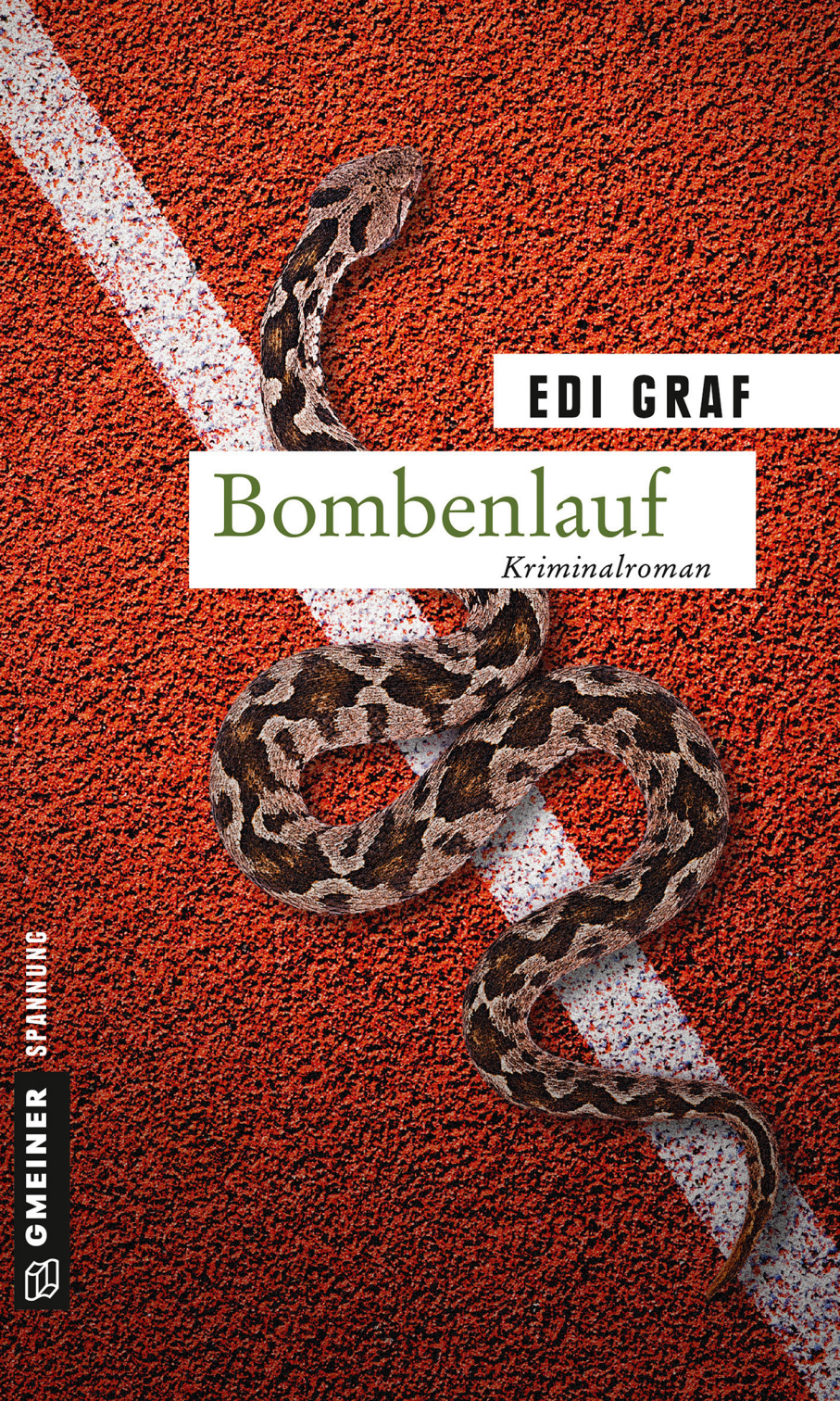




EDI GRAF

Bombenlauf

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



EDI GRAF
Bombenlauf

EXPLOSIV Ein nach Deutschland verschlepptes afrikanisches Mädchen wird in einer Nebelnacht auf der A81 bei Tübingen überfahren. Die Journalistin Linda Roloff, die erst wenige Wochen zuvor eine andere Afrikanerin aus dem Netz eines skrupellosen Menschenhändlerrings befreit hat, glaubt nicht an die Theorie eines tödlichen Unfalls. Auf den Spuren der Menschenhändler erhält sie auf dem Balkan eine geheimnisvolle Botschaft, mit der sie zunächst nichts anfangen kann. Gleichzeitig wird ihr Partner Alan Scott, der in einem nigerianischen Krankenhaus liegt, unfreiwillig Zeuge dubioser Dopingpläne und gerät dadurch ins Visier einer internationalen Doping-Bande und deren Killer. Als Olympia 2016 in den Blickpunkt der Öffentlichkeit rückt, werden für Linda und Alan allmählich die wahren Zusammenhänge klar. Alles deutet auf einen geplanten Terroranschlag hin, der den Marathonlauf der Olympischen Sommerspiele in Rio de Janeiro zum Ziel hat. Linda reist im Auftrag der Welt-Anti-Doping-Agentur nach Brasilien, doch es bleiben am Ende nur noch wenige Stunden, um das Attentat des Bombenläufers zu verhindern.



Seit über 25 Jahren bereist Edi Graf den »schwarzen Kontinent«. Die Erlebnisse und Recherchen des Journalisten finden Niederschlag in seinen Krimis und führen seine Protagonisten Linda Roloff und Alan Scott immer wieder nach Afrika, vom Kap der Guten Hoffnung über die Savannen der Maasai Mara bis in die Slums von Lagos. Diesmal sogar nach Südamerika, zum Countdown auf dem Corcovado in Rio de Janeiro. Edi Graf studierte Literaturwissenschaft in Tübingen und arbeitet seit 1983 als freier Redakteur und Autor.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

Kriminalpolka (2013)

Verschleppt (2012)

Schwarzwald (2011)

Bombenspiel (2010)

Leopardenjagd (2008)

Elefantengold (2006)

Löwenriss (2005)

Nashornfieber (2005)

EDI GRAF

Bombenlauf

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2016 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2016

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung der Fotos von: © blackboard1965 / Shutterstock.com
und © designcreator – Fotolia.com
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-4943-7

Handlung und Namen sind frei erfunden.
Leider aber nicht die Hintergründe.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Es lebe der Sport
Er ist gesund und macht uns holt

Rainhard Fendrich

VORWORT

»700 Flüchtlinge ertrinken – Katastrophe löst Bestürzung aus«, so lautet die Schlagzeile in Deutschlands Zeitungen am 20. April 2015. Ich bin gerade an den ersten Seiten zu meinem neuen Linda-Roloff-Krimi, der die Olympischen Spiele 2016 zum Inhalt haben wird.

Doch noch immer beschäftigt das Thema Menschenhandel, das ich 2012 in meinem Roman »Verschleppt« aufgegriffen hatte, die Medien. Anscheinend hat sich in drei Jahren nichts geändert.

Schon 2012 nannte ich die Schätzungen des »Internationalen Zentrums für Migrationspolitikentwicklung«: »Allein auf dem Weg über den Estreco, die Meerenge von Gibraltar, sterben jedes Jahr 2.000 illegale Einwanderer, deren Wege von skrupellosen Schleusern und Menschenhändlern gelenkt werden.«

Am 22. April 2015 titelt die »Südwestpresse« ihren Brennpunkt: »Sie ertrinken vor unseren Augen – Das skrupellose Geschäft der Schleuser« und vergleicht den Menschen-smuggel mit Sklaventransporten. Die Politik, so heißt es, wolle gegen Schlepper vorgehen. Es scheint, als denke die EU neu über ihre Flüchtlingspolitik nach. Zumindest werden »Voraussetzungen für die Zerstörung von Schleuser-Schiffen geprüft«.

Kurz darauf löst das heftige Erdbeben in Katmandu die Schlagzeilen über Menschenhandel und ertrunkene Flüchtlinge ab. Noch ahnt niemand, wie zentral das Thema

»Flüchtlinge« Europa ab dem Sommer 2015 noch beschäftigen wird.

Wie schwierig es ist, den Machenschaften der Drahtzieher im internationalen Menschenhandel zu begegnen und die wahren Verbrecher zu fassen, habe ich versucht, mit dem offenen Ende in meinem Kriminalroman »Verschleppt« darzustellen: Die wahren Täter bleiben auf freiem Fuß. Das entspricht – leider – der Realität.

Als Autor habe ich allerdings diese Rechnung noch offen. Eine Rechnung, die ich ursprünglich in einer Fortsetzung von »Verschleppt« begleichen wollte.

Unbeantwortet geblieben ist auch die Frage nach dem Verbleib von Doudou, der nach Deutschland verschleppten Tochter von Hadé, der Afrikanerin und tragischen Heldin.

Nicht zuletzt beschäftigt einige Linda-Roloff-Leser auch die Frage: »Was wurde aus Alan Scott?« Wird Lindas Freund seine schweren Verletzungen überleben? All das sollte der neue Roman beantworten.

Noch bevor ich die erste Seite geschrieben hatte, fragte mich meine Lektorin Claudia Senghaas vom Gmeiner-Verlag, ob es nach dem Fußball-WM-Krimi »Bombenspiel« nicht auch einen Olympiakrimi mit Linda Roloff geben könne.

Brasilien statt Afrika? Warum nicht ...

Ich recherchierte und stieß auf massenhaft Dopingskandale und illegale Machenschaften im weltweiten Leistungssport. Dazu kamen Bombendrohungen bei sportlichen Großveranstaltungen wie in Remscheid oder Frankfurt und eine zunehmende Gefahr durch die größte terroristische Organisation aller Zeiten. Genügend realer Hintergrund für einen spannenden, fiktiven Krimi, dachte ich mir und sagte meinem Verlag zu.

Übrigens: Um der realen Dopingdebatte keine neue Nahrung zu geben, entspringt die im Roman *erfundene* Dopingmethode der Fantasie des Autors und nicht – wie geschildert – dem Labor eines Pharmakonzerns. Die beschriebene Wirkung des Jararacagifts ist jedoch real.

So beginnt meine Geschichte dort, wo die letzte endete: Mit der Suche nach Doudou, dem aus Afrika verschleppten Mädchen. Denn das »skrupellose Geschäft der Schleuser« ist – wie die Ereignisse um die Flüchtlingswellen seit dem Sommer 2015 gezeigt haben – noch lange nicht beendet.

Wer Menschen schmuggelt, schreckt auch vor Drogen, Medikamenten und Waffen nicht zurück.

Und vor Sprengstoff ...

Edi Graf, im Spätsommer 2015

PS: »Spiegel online« berichtet heute von einem Schlag gegen Schlepperbanden: »In Österreich hat die Polizei bei einer Kontrolle in einem Blumentransporter mehr als 40 Flüchtlinge entdeckt – darunter auch Kinder. Die Sicherheitskräfte nahmen zwei mutmaßliche Schlepper fest.«

DANKE

Ich danke meiner Krimikollegin Dr. med. Ulrike Blatter für ihre »Ferndiagnose« der Figur Alan Scott.

Bei der Albanienrecherche verdanke ich den Euronatur-Experten Gabriel Schwaderer und dem viel zu früh verstorbenen Martin Schneider-Jacoby wertvolle Einblicke zur Schilderung der Szenen auf dem Balkan.

Gerhard Brüssel, Bereichsdienstleiter Freizeit & Sport der Justizvollzugsanstalt Rottenburg und Jürgen Aberle, Dienstleiter der Tübinger JVA, beantworteten mir alle Fragen zur U-Haft und den Besuchsregelungen.

Die ARD-Dokumentation »Geheimsache Doping – Wie Russland seine Sieger macht« gestattete mir wertvolle Einblicke in die aktuelle internationale Dopingszene.

Besonderen Dank meiner Lektorin Claudia Senghaas, die meine Figuren seit nunmehr zehn Jahren kennt und professionell begleitet.

Dank auch den Freunden unserer Brasilienreise. Hier habe ich die Möglichkeit bekommen, das Land, in dem dieser Krimi spielt, hautnah zu erleben.

Urubu – Danke für unsere Freundschaft.

PROLOG

Sonntag, 21. August 2016

Sambódromo Marãcana, Rio de Janeiro, Brasilien

Olympischer Marathon Männer

Der rhythmische Gesang von 30.000 Stimmen erfüllte die Luft über dem Sambódromo beim Start des olympischen Marathons und würde das Ticken der Bombe übertönen. Die Läufer hatten das Stadion über die Rua Marquês de Sapucaí verlassen, die kerzengerade Straße, über die im Carneval die bunten Sambaparaden zogen. Jetzt waren sie auf ihrem Rundkurs durch Rio, von wo die ersten Läufer in zwei Stunden wieder ins Sambódromo zurückkehren würden.

Der Läufer mit der tödlichen Fracht unter seinem schwarz-roten Trikot war nicht der einzige Athlet, der heiß auf den Sieg war, doch er zählte – mit seinen Landsleuten und der Läuferkonkurrenz aus Äthiopien und Großbritannien – zu den umjubelten Favoriten des olympischen Marathons am letzten Tag der Spiele in Rio.

In vielen internationalen Läufen wie London Marathon, Frankfurt Marathon, den Weltmeisterschaften in Südkorea und Deutschland war er im vorderen Läuferfeld ins Ziel gekommen und hatte ehemalige Weltmeister und Weltrekordler hinter sich gelassen.

Bei der Halbmarathon-Weltmeisterschaft im vergangenen März in Cardiff lief er unter den zehn Weltbesten und

verpasste bei der Leichtathletik-WM 2015 in Peking nur knapp einen Medaillengewinn.

Die Temperatur lag trotz des Nebels, der in den Bergen der Küste fest saß, schon am Morgen bei knapp 20 Grad, und die ersten Zuschauer hatten sich entlang des Straßenwettkampfs Plätze in der ersten Reihe gesichert.

Das Rennen hatte in ruhigem Tempo begonnen, und die ersten Zwischenspurts ließen auf sich warten. Eine kleine Gruppe von 13 überwiegend afrikanischen Läufern setzte sich nach zehn Kilometern vom Hauptfeld ab.

Eine Verfolgergruppe aus weiteren sieben Läufern heftete sich in Schlagweite an deren Fersen.

Ein Zwischenfall, von dem zunächst niemand wirklich Notiz genommen hatte, sorgte in den nächsten Tagen für Spekulationen, Schlagzeilen in allen Zeitungen und Sonder-sendungen in den Fernsehkanälen. Keiner der Zeugen vor Ort konnte später klar beschreiben, was wirklich geschehen war.

Der Zünder unter dem Trikot des Attentäters bekam seine Taktung aus der Pulsuhr und berechnete die Detonation des Sprengsatzes aus Puls, Herzschlagfrequenz, Geschwindigkeit, Entfernung und Trittzahl.

Die Bombe würde explodieren, sobald er die Arena erreichte.

ERSTER TEIL – DAS GIFT DER JARARACA

Vier Jahre und zehn Monate zuvor

Ilhabela São Sebastião,

eine Insel vor der Küste Brasiliens

Noch 1.772 Tage

Sie war schön und kräftig, enorm beweglich und höchst aggressiv. Und sehr giftig. Ihr Versteck war dort, wo sich im 17. Jahrhundert die Piraten des Südatlantiks ihren Unterschlupf gesucht hatten.

Ihre Tarnung war perfekt. Die verschiedenen dunklen Brauntöne ihres beinlosen, zwei Meter langen Schuppenkörpers verschmolzen mit den Erdschollen um sie herum und der Färbung des trockenen Laubs und machten sie für ihre Beute und den gewöhnlichen Feind völlig unsichtbar.

Der Feind, der vor einer Stunde mit dem Boot auf der Insel gelandet war und sich ihr von der Meeresseite her näherte, war kein gewöhnlicher Feind. Es war der Einzige, den sie wirklich zu fürchten hatte, obwohl sie auch ihn mit einem einzigen Biss ihrer zentimeterlangen Giftröhrenzähne töten konnte.

Als sie die Vibration seiner Schritte spürte, schwankte sie zunächst zwischen Angriff und Flucht. Schließlich verließ sie sich auf ihr Tarnmuster und wartete, in einer engen Windung aufgerollt, den Kopf mit dem schlanken Hals in

einer Beuge ihres geringelten Körpers gebettet, züngelnd auf den sich nahenden Feind.

Jede Faser ihres schuppigen Leibs spürte das leichte Beben, das langsam im Rhythmus seiner schleichenden Schritte näherkam. Sie nahm keine Töne wahr, registrierte aber wohl den Trittschall, der sich auf sie zu bewegte. Ihre gespaltene dunkelrote Zunge schoss in immer kürzeren Abständen aus der Oberkiefermulde ihres geschlossenen Mauls. Die Geruchsstoffe, die sie mithilfe ihrer im Gaumenbereich sitzenden Sinneszellen entschlüsselte, sagten ihr, dass der Feind sich in schnellem Tempo näherte.

Der starre Blick ihrer goldenen Augen wirkte unter der vorstehenden kantigen Kopfplatte geradezu feindselig, ihre längs geschlitzten Pupillen strahlten Angriffslust aus, und der schmale lippenlose Mund zog sich in einem fiesen Grinsen bis zum Ansatz ihres Halses, wo er sich mit dem fast schwarzen Augenstreif traf.

Obwohl sie all ihre Sinne auf den Feind gerichtet hatte, registrierte sie den Angriff zu spät. Sie spürte den harten Schlag in ihrem Genick und fühlte, wie ihr Kopf mit gewaltiger Kraft zu Boden gedrückt wurde, ohne ihr die geringste Chance zu lassen, das Maul zu öffnen und ihre Giftpflanzen in das Fleisch ihres Peinigers zu bohren. Ihr Körper wand und krümmte sich, versuchte, den Angreifer zu umschlingen, der lange Schwanz peitschte wirbelnd in der Luft, aber plötzlich spürte sie keinen Boden mehr unter sich.

Während sich die Klammer eng um ihren Kiefer schloss und ihr das Maul zusammenpresste, wurde sie hochgehoben und in ein schwarzes Loch versenkt, in dem sie weich landete. Ihr Kopf war frei, sie öffnete das Maul und stieß zu, doch die Dunkelheit, die sie plötzlich umgab, ließ den tödlichen Biss ins Leere gleiten.

Die Lanzenotter, die von den Einheimischen Jararaca genannt wurde, hatte ihren Kampf verloren und trat eine lange Reise an. Der Mann, der sie gefangen hatte, wollte nicht mehr und nicht weniger als ihr Gift.

Das Gift der Jararaca.

26. November 2011

Obudu, Cross-River State, Nigeria

Noch 1.730 Tage

Zwei Männer an der Strecke des Obudu-Berglaufs beobachteten den afrikanischen Läufer Sunday Sanusi mit gespannten Mienen. Der eine war Dr. Aleksey Gorin, ein bedeutender Sportmediziner aus Russland, der andere, ein bärtiger Muskelprotz, kam aus Deutschland und hatte sich mit einem seltsam arabisch klingenden Namen vorgestellt.

Der Laufstil des Athleten strahlte Gelassenheit aus, die Bewegungen seiner Beine schienen mühelos, die Frequenz seiner Schritte folgte dem Takt einer inneren Uhr, und er lief wie schwebend in lockerem Trab. Sein Oberkörper war nur leicht nach vorn gebeugt, die Arme pendelten rhythmisch, aber ohne Kraft in Laufrichtung, seine Gesichtszüge waren entspannt, man sah ihm, bis auf den Schweiß auf Stirn und Wangen, kaum eine Anstrengung an, der Atem ging ruhig durch Mund und Nase und folgte analog dem Metronom seiner Schritte.

Der Mann aus Deutschland betrachtete den russischen Arzt, dessen Blick den Bewegungsablauf von Sanusi zu scan-

nen schien. Aleksey Gorin hatte den weiten Weg von Tscheljabinsk im Ural zum Obudu-Plateau in Westafrika nicht umsonst gemacht. Sein Institut beherbergte eines der führenden akkreditierten Labors für Dopinganalytik im internationalen Spitzensport. Er betreute Athleten aus der ganzen Welt. Doch Dr. Gorin hatte auch noch andere Qualitäten.

Sunday Sanusi lief nur wenige Sekunden nach dem äthiopischen Spitzenläufer Hunegnaw Mesfin, der bei den Crosslauf-Weltmeisterschaften in Punta Umbria Achter geworden war, ins Ziel. 42 Minuten und 16 Sekunden waren für die 11,25 Kilometer lange Strecke, die dazu noch einen Höhenunterschied von 800 Metern bewältigte, eine hervorragende Zeit. Sanusi war damit sogar fünf Sekunden schneller als der Sieger des Vorjahres.

Das »Obudu Ranch International Mountain Race« galt nicht nur als höchstdotierter Berglauf der Welt, sondern auch als ein afrikanisches Rennen der Superlative. Champions aus aller Welt gingen hier an den Start, und der Lauf hatte seinen Ruf als »Africa's best ever mountain running event« zu recht.

Der Mann aus Deutschland kannte den hageren ostafrikanischen Läufer schon seit ein paar Jahren und wusste, was er auf der Marathonstrecke leisten konnte. Erst recht, wenn Dr. Aleksey Gorin ihn noch unter seine Fittiche nahm.

Aleksey Gorin war – gelinde gesagt – eine zentrale Figur in der Olympiavorbereitung. Das, was er »Kur« nannte, hatte schon vielen Athleten zu Medaillengewinnen und Ruhm verholfen. Warum nicht auch diesem Afrikaner?

Die beiden Männer wussten, weshalb sie sich hier trafen. Sunday Sanusi hatte das Talent zur Weltklasse. Der Mann aus Deutschland zog einen Umschlag aus der Tasche und reichte ihn dem Russen.

»100.000. Wie besprochen«, sagte er. »In Euro.«

Der Arzt befühlte das Paket und steckte das Geld schweigend ein.

»Es beeindruckt mich, dass Ihre ›Kur‹ weder bei Urin- noch bei Blutproben nachweisbar sein soll«, bemerkte der Deutsche. »Was mich stört, ist, dass es dabei zu extremem Bluthochdruck kommt. Bei internationalen Dopingkontrollen wird die nachweisbare Einnahme herkömmlicher ACE-Hemmer auffallen.«

Jetzt sah Aleksey Gorin ihn aufmerksam an.

»Ich habe hier eine praktikable Lösung für Sie«, fuhr der Deutsche fort.

»Und die wäre?«, fragte der Arzt.

»Ein natürlicher Wirkstoff, der – einfach gesagt – blutdrucksenkend wirkt.«

»Und was für ein Wirkstoff sollte das sein?«

»Schlangengift. Das Gift einer bestimmten Art. Wenn ein Sportler von ihr gebissen wird, hat das dieselbe Wirkung wie die Einnahme von Blutdruck senkenden ACE-Hemmern. Sie könnten damit Ihre ›Kur‹ perfekt tarnen.«

Die Augen des russischen Arztes verengten sich zu schmalen Schlitzen.

»Es hört sich so an, als hätten Sie das alles schon getestet?«

»Nein. Das wollte ich Ihnen überlassen. Aber wenn es so funktioniert, wie ich es glaube, dann möchte ich, dass Sanasis Doping auf diese Weise getarnt wird.«

Aleksey Gorin zögerte.

»Doping ist ein unschönes Wort. Ich nenne es lieber pharmakologische Unterstützung. Wenn ich Sie richtig verstehe, müssen wir dafür sorgen, dass der Sportler sich im Lauf der Zeit gegen das Gift immunisiert. In kleinen Dosen. So wie das bei Pferden funktioniert.«

»Genau so stelle ich es mir vor.«

»Woher bekomme ich das Material?«, fragte der russische Arzt jetzt.

»Das ist kein Problem«, antwortete der Deutsche, »mein Kurier ist zuverlässig.«

»Ein Deutscher?«

»Nein. Bosnier. Murat Neza. Ein Spezialist. Arbeitet in Deutschland bei einer Spedition.«

»Ein Schmuggler?«

»Unter anderem. Seine Spezialität ist Lebendware, wenn Sie wissen, was ich meine. Er ist Profi.«

»Gut. Schicken Sie Ihren Mann mit dem Schlangengift zu mir«, sagte der russische Arzt, »und diesen afrikanischen Läufer!«

»Nein«, sagte der Deutsche. »Es wäre zu auffällig, einen Afrikaner in den Ural reisen zu lassen. Sie arbeiten mit Sanusi hier in Nigeria. Es gibt ein Hospital in Lagos, dessen Labor Ihnen zur Verfügung steht.«

Dr. Aleksey Gorin holte tief Luft und atmete langsam aus.

»Für wen arbeiten Sie?«, fragte er.

Als der Deutsche nur abwehrend die Schultern zuckte, fügte er hinzu: »Was haben Sie vor?«

Der Deutsche grinste, dann blickte er den Arzt scharf an und sagte in einem Tonfall, aus dem jede Lässigkeit gewichen war:

»Für London im nächsten Jahr ist es zu spät, aber in Rio 2016 wird Sunday Sanusi den Marathon laufen. Und er muss ihn gewinnen!«

Er packte den Arzt an den Oberarmen, und sein Gesicht näherte sich dem des Russen so, dass er seinen Atem riechen konnte.

»Haben Sie verstanden, Doktor? Er muss!«

Aleksey Gorin schluckte trocken.

»Ja, ich meine ...«, stammelte er, »ich habe verstanden.«

Ein halbes Jahr später

Samstag, 7. April 2012

Lagoon Hospital, Marine Road, Lagos, Nigeria

Noch 1.596 Tage

Das Gift in seinem Blut brannte wie das Feuer der Verdammnis, doch Sunday Sanusi ignorierte die Schmerzen. Er hatte das Lächeln der Krankenschwester erwidert, aber in seinem Kopf hatten düstere Gedanken gehangen. Das Gift dieser Schlange war erst der Anfang, und wenn er einst am Ende seinen großen Triumph im Stadion von Rio de Janeiro in der Hand hielt, würde sich auch die einfache Krankenschwester Emeka aus dem Lagoon Hospital Apapa an ihn erinnern und den wahren Grund seines freiwilligen Aufenthalts in der Klinik verstehen.

Das Lagoon Hospital in der Marine Road war das älteste von inzwischen fünf Krankenhäusern der Lagoon Hospital Group in Lagos. Es lag in Apapa, dem Hafenviertel, gegenüber von Lagos Island. Zwei weitere Krankenhäuser der Gruppe befanden sich im Norden der Stadt und im Wirtschaftszentrum der Stadt, in der Lagune. Zwei andere jüngere Lagoon-Kliniken, die Lagoon Clinics in Adeniyi Jones und die Lagoon Specialist Suites waren in Ikeja und in Victoria Island entstanden.

Es war kein Zufall, dass der Rennläufer Sunday Sanusi in die Klinik in Apapa eingeliefert worden war, denn sie galt als das Flaggschiff der Lagoon Hospital Group und eines der führenden Krankenhäuser des westafrikanischen Landes. Er teilte sein Zweibettzimmer mit einem Weißen, der mit schweren Verletzungen, die er sich nach Schlägereien mit einer Schmugglerbande im Hafenviertel zugezogen hatte, schon seit einigen Wochen im Hospital behandelt wurde. Ein Taxifahrer hatte den Mzungu leblos am Rand der Lagos Badagry Road gefunden, wo ihn die Bande auf die Straße geworfen hatte, und in die nächstgelegene Klinik, das Lagoon Hospital in der Marine Road, gebracht. Das hatte Sunday Sanusi von Emeka, der attraktiven Stationskrankenschwester, erfahren.

»Gegen seine Verletzungen ist der Biss einer Giftschlange ein Kinderspiel«, hatte sie lachend gesagt. Doch eines Tages würde sie zu ihm aufsehen, und ihr Mitleid zu dem Weißen würde in denselben Hass umschlagen, den er schon heute gegen die Andersgläubigen empfand: die Mzungu, wie man in seiner Heimat die Weißen nannte.

*

Einen Tag später war der Besucher eingetroffen, hatte auf dem Stuhl neben seinem Bett Platz genommen und sich nach seinem Befinden erkundet. Als Emeka in das Zimmer gekommen war, hatte er sie mit »Barka da yamma! – Guten Tag!« in der Sprache der Hausa begrüßt, und ihre Antwort »Barka kadai!« hatte Sunday gezeigt, dass Abayomi Akande ins Schwarze getroffen hatte.

»Kana lafiya? – Wie geht es dir?«, hatte Emeka ihn darauf gefragt.

Sie war eine Frau aus Abayomi Akandes Volk und somit erzogen in seiner Glaubensrichtung und Tradition.

Abayomi Akande hatte mit »Lafiya!« geantwortet und dabei zum ersten Mal Emekas strahlendes Lachen gesehen. Sunday Sanusi hatte seine Eifersucht unterdrückt, und die Schwester war wieder gegangen, nachdem sie dem schwer verletzten Mzungu eine neue Infusion angehängt hatte.

»Können wir hier reden?«, fragte Abayomi Akande nach der Begrüßung, mit Blick auf den Weißen, der schlafend in seinem Bett lag.

Sunday Sanusi sprach Suaheli und Englisch, kein Hausa. Sie unterhielten sich daher auf Englisch, und Akandes Frage war berechtigt.

Sanusi betrachtete den Nigerianer eingehend. Sein Gesicht hatte einen strengen, fast bitteren Ausdruck, wulstige Feuermale bedeckten die Haut seiner Wangen bis hinunter zum Hals, wo sie der Bartflaum verdeckte, das lockige, schwarze Haar wuchs auf dem ganzen Kopf nur in einzelnen Büscheln. Seine Augen waren von einer Infektion stark gerötet, die Lippen wulstig und trocken, die Zähne schief und gelblich. Das Auffälligste aber war die Narbe an seiner Nase, der auf der linken Seite ein halber Flügel fehlte.

»Ja«, sagte Sunday Sanusi, »der bekommt nichts mit. Seit ich hier bin, hat er sich nicht einmal bewegt. Ich habe mich schon ein paar Mal gefragt, ob der Mzungu überhaupt noch lebt.«

Mzungu war ein Suaheliwort und bezeichnete in einer abwertenden Note den *Weißen*. Abayomi Akande wusste, dass Sanusi aus der Gegend von Iten im Hochland Kenyas stammte und zum Läufervolk der Kalenjin gehörte. Sanusi hatte sich schon als Jugendlicher einer Miliz in Somalia

angeschlossen und sich wiederholt an Anschlägen auf Ziele in Kenya beteiligt. Wie es ihn nach Westafrika verschlagen hatte, behielt der hochgewachsene Kämpfer für sich, doch jetzt, auf dem gemeinsamen Weg zum großen Ziel, spielte das auch keine Rolle mehr.

»Du kannst die Weißen nicht leiden«, sagte Abayomi Akande, »und ich verstehe das. Und doch sind es Weiße, die uns den Weg für unseren Kampf ebnen. Immer mehr von ihnen kommen als einsame Wölfe aus Europa zu uns.«

»Ich weiß. Auch der Bwana mit der braunen Schlange ist ein Mzungu.«

»Wie groß sind die Schmerzen, die ihr Gift dir zugefügt hat?«

»Andere sterben für unseren Kampf«, entgegnete Sunday. »Sie geben mir Schmerzmittel«, er zeigte auf die Infusion, die über seinem Bett hing, »und die Schwellung geht schon zurück. Aber ich habe das Foto eines Jungen gesehen, der von einer Jararaca gebissen und nicht behandelt wurde. Sein Bein war nur noch ein Klumpen aus faulem schwarzen Fleisch!«

»Doch dich hat die Schlange nicht gebissen. Du bekommst nur ihr Gift in dein Blut.«

»Und sie behandeln mich wie nach einem Schlangenbiss. Zu viele sind schon gestorben nach dem Biss der Jararaca, sagen sie.«

»Auch du wirst sterben, am Ende unseres Kampfes«, sagte Abayomi Akande.

»Das ist mein vorbestimmter Weg. Ich werde ein Märtyrer sein, und das Paradies wird mich mit offenen Toren empfangen.«

Sundays Augen leuchteten, und Akandes Mund verzog sich zu einem schiefen Grinsen.

»Das Gift dieser Schlange in deinem Blut behütet die Kraft, die du von diesem Mzungu bekommst, und niemand wird dich an Schnelligkeit überwinden«, sagte Abayomi Akande. »Selbst die schnellsten Läufer deines Landes werden mit hechelnder Zunge hinter dir zurückbleiben.«

»Ja«, stimmte Sunday zu, »wenn die Medizin des russischen Arztes nicht lügt.«

»Sie lügt nicht. Sie haben es in einem Labor erforscht. Und wir haben noch fast vier Jahre Zeit, um es zu erproben. Die Schlange – wie nanntest du sie?«

»Jararaca.«

»... wird dir noch oft ihr Gift geben, damit alles so kommt, wie es uns der Mzungu vorhergesagt hat. Und wenn du beim großen Lauf in Rio am Start sein wirst, wird dir der Sieg sicher sein!«

»Wir sollten nicht so offen über unsere Pläne sprechen. Was ist wenn er«, Sunday deutete auf den Patienten, der ruhig atmend im Nachbarbett zu schlafen schien, »im Unterbewusstsein etwas mitbekommt?«

»Dann würde er das kaum überleben. Weißt du, wie er heißt?«

»Noch nicht. Aber am Fußende der Betten stehen die Namen der Patienten.«

Abayomi Akande erhob sich und trat zu dem zweiten Bett. Von dem Weißen war nicht viel zu erkennen. Er trug auch am Kopf einen weißen Verband, seine Augen waren geschlossen, und um Mund und Nase lag eine Beatmungsmaske.

»Der schläft wie tot!«, meinte Akande und wandte sich dem Namensschild zu. »Wahrscheinlich Amerikaner oder Engländer. Sein Name lautet Alan Scott.«

Zur selben Zeit

Deutschland

Die drei Worte auf dem Display von Linda Roloffs Handy verschwammen vor ihren Augen, wie damals, als sie die Botschaft zum ersten Mal gesehen hatte. Wenn sie die Worte las, die diese fremde Frau ihr von seinem Handy aus geschickt haben musste, kamen die Tränen zurück.

Zunächst war sie damals nur irritiert gewesen, als sich unter Alans Nummer eine Frauenstimme gemeldet hatte. Sie hatte jung geklungen. Sympathisch. Linda hatte eine Sekunde lang überlegt, ob sie etwas sagen sollte, und dann aufgelegt.

»Du blöde Kuh!«, musste sie sich später sagen. Wie viel Ungewissheit und Sorgen hätte sie sich erspart, wenn sie gleich mit Ulla – so hieß die Frau – gesprochen hätte.

Doch so hatte sie tagelang nichts mehr von Alan gehört. Hatte nichts von ihm außer diesen drei Worten. Alans Handy blieb tot und er selbst verschollen in Nigerias Moloch Lagos, wohin sie ihn geschickt hatte.

Erst Tage später hatte sich diese Ulla wieder bei ihr gemeldet. Der Akku von Alans Handy war leer gewesen, und sie hatte keine Möglichkeit gehabt, an Lindas Nummer zu kommen. Und so erfuhr Linda von Ulla, die eine alte Freundin Alans war, dass ihr Freund schwer verletzt auf der Intensivstation des Lagoon Hospitals in Lagos lag und die Ärzte um sein Leben kämpften. Auf einen Schlag war die Eifersucht, die in ihr gekeimt hatte, verschwunden, und sie vertraute Ulla, die sich rührend um Alan kümmerte und sie über seine Genesung auf dem Laufenden hielt.

»Diese drei Worte, die Sie mir geschickt haben, hat er die so gesagt?«, fragte sie eines Abends bei einem der täglichen Telefonate mit Ulla.

»Nein«, antwortete Ulla. »Aber das Einzige, was er sagte, als er mal für einen Augenblick zu sich kam, war Ihr Name. Und nachdem Sie auf meinen ersten Anruf so erschrocken reagierten, beschloss ich, Ihnen das so zu schreiben.«

Er liebt Sie.

Ja, sie hatten sich verliebt, damals, sie und Alan Scott, der ehemalige Safariführer, und ausgerechnet sie, die toughe Journalistin und Rundfunkreporterin, verfiel dem Charme dieses Raubeins mit dem weichen Kern. Unrasiert, die Bartstoppeln im weichen Morgenlicht Kenyas glänzend, die stahlblauen Augen im Schatten seiner olivgrünen Legionärsmütze, so hatte sie ihn kennengelernt. Wie lange war es her? Sieben verflixte Jahre?

Linda plante, so bald wie möglich nach Nigeria zu fliegen, um Alan zu besuchen. Doch ihr Job und ihre Tochter Sarah ließen das nicht so schnell zu, wie sie es wollte.

Sonntag, 8. April 2012

Lagoon Hospital, Marine Road, Lagos, Nigeria

Noch 1.595 Tage

Der Mann, der sich dem Lagoon Hospital näherte, trug den weißen Kittel eines Arztes. Abayomi Akande hatte den Eingang des Hospitals beobachtet und wusste, wie er sich zu verhalten hatte, um möglichst nicht aufzufallen.

Das Zimmer, in dem der weiße Mann lag, hatte er ausespioniert und auf den passenden Moment gewartet. Außer einer weißen Frau gab es niemanden, der nach ihm sah,

und andere Patienten in seinem Zimmer würden sich kaum darum kümmern, wenn ein Arzt kam und an den Schläuchen und Kabeln hantierte.

Sein Gedanke war klar: Der Mann, der ihre Pläne unter Umständen mitbekommen hatte, durfte das Lagoon Hospital nur tot verlassen.

Aufrechten Schrittes passierte er den Eingang zur Klinik, nickte den Schwestern zu, die sich an der offenen Tür unterhielten, nahm die Treppe in den ersten Stock und bog dann in den langen Gang ein, an dessen Ende eine Glastür den Intensivbereich abtrennte.

*

Der Schwerverletzte lag nach einer weiteren Operation wieder auf der Intensivstation, da sein Zustand immer noch kritisch war. Sein Gesicht, oder das, was man unter den Verbänden davon sah, war hager und eingefallen, hellblonder Bartflaum umkräuselte die Beatmungsmaske, die seine lädierten Lungen mit Sauerstoff versorgte.

Schmerzmittel stellten ihn ruhig, und der Chirurg hatte noch keine Prognose gewagt, ob der Patient jemals wieder laufen könne. Die inneren Verletzungen waren schwer, doch was ihm am meisten zu denken gab, war die Fraktur der Wirbelsäule, die er sich offensichtlich beim Sturz auf die Autobahn zugezogen hatte. Wie er es noch geschafft hatte, sich vor den vorbeibrausenden Autos in Sicherheit zu bringen, war den Ärzten ein Rätsel.

Die Apparate, die sein Leben verlängert hatten und jetzt seinen kritischen Zustand stabilisierten, gaben tickende und piepsende Geräusche von sich, zeichneten seine Herzfrequenz und seine Atmung detailgenau auf.

Die graugrünen Augen suchten an der weißen Decke des kahlen Raumes nach etwas, woran sie sich orientieren konnten.

Alan Scott war noch nicht lange genug bei Bewusstsein, um sich seinen Zustand in Erinnerung zu rufen. Zaghaft taxierte sein Blick die ungewohnte Umgebung, er fühlte die Schläuche auf seinem Handrücken und den Inhalator auf Mund und Nase. Weder Arme noch Beine gehorchten seinen Befehlen, sich zu bewegen. Er kam sich vor wie ans Bett gefesselt, und als seine Kehle versuchte, einen Laut von sich zu geben, entrang sich ihr nur ein raues Grunzen.

Alan schloss die Augen.

Wie lange war er schon hier?

Die letzten Bilder, die er noch hatte, waren geprägt von Lärm und Gestank neben der Autobahn. Er hatte mehr als Glück gehabt, sonst hätte er die Schläge und den Sturz aus dem fahrenden Pick-up vor die Räder des nachfolgenden Lkw auf der Stadtautobahn von Lagos schon gar nicht überlebt. Oder er wäre zumindest im Straßengraben verblutet und über Nacht von den Schakalen und schwarzweißen Raben entsorgt worden.

Er erinnerte sich an die Schmerzen, als er hochgehoben wurde, und an die Stimme von Johnny Cash, dem Taxifahrer. Der musste ihm das Leben gerettet haben. Dann tauchten die Bilder Afrikas vor ihm auf. Doch nicht jenes Afrikas, das er kannte, das er liebte.

Nicht die Savannen der Maasai Mara oder die grünen Ufer des Samburu. Nicht die Ebenen von Etosha oder seine Farm am Rand der Naukluft in Namibia. Es war das Afrika der Müllhalden und Elektroschrottberge, verbrannte Erde, totes Land, stinkendes Wasser. Und Menschen, die ihn feindselig ansahen, die ihn zusammenschlugen und von

einem fahrenden Pick-up in den vermeintlich sicheren Tod stießen.

Als Nächstes sah er dieses Gesicht vor sich. Das Gesicht einer Frau. Linda? Nein. Linda war nicht in Afrika. Linda war in Deutschland geblieben. Aber ihretwegen war er nach Nigeria gekommen.

War es Ullas Gesicht? Ja, Ulla. Sie hatte neben seinem Bett gesessen und seine Hand gehalten. Sie hatte ihm Geschichten erzählt und neben ihm gewacht.

Und doch – das Gesicht, das er jetzt vor sich sah, war nicht das Gesicht Ullas. Alan Scott öffnete die Augen.

Dieses Gesicht war Wirklichkeit. Lachte ihn an – nein, grinste! Hier, in diesem Raum, direkt vor ihm. Das Gesicht eines Fremden. Dunkel. Narbig. Entstellte Nase. Schiefe gelbe Zähne. Und ein Grinsen, das direkt aus der Hölle zu kommen schien.

Er spürte die Hand, die ihm die Beatmungsmaske von Mund und Nase nahm, fühlte, dass er keine Luft mehr bekam. Er wollte sich wehren, doch seine Glieder gehorchten ihm nicht, er wollte schreien, doch es kam nur das Grunzen.

Luft!

Er brauchte Luft! Doch stattdessen spürte er nur die warme, feuchte Hand, die sich wie eine Klammer um seinen Mund schloss. Ein Schmerz durchzuckte ihn und umklammerte sein Herz. Die Lungen brannten.

Wo war Ulla?

Wo war Linda?

Linda, die Frau, die er liebte.

Warum ließ sie ihn im Stich?

Der Apparat am Kopfende seines Bettes gab ein kreischendes, schrilles Pfeifen von sich. Es klang wie ein Alarmsignal.

Er hörte einen Schlag.
Ein Knacken.
Das Geräusch verebbte.
Es blieb still.
Dann schwanden ihm die Sinne.

Am selben Abend

Deutschland

A 81 Singen-Stuttgart, kurz vor der Ausfahrt Rottenburg

Die Nebelnacht gab der schmalen Brücke über die Bodensee-Autobahn zwischen Ergenzingen und Seebronn die beste Tarnung für sein Vorhaben. Er musste die Leiche unbemerkt verschwinden lassen.

Es hatte zu regnen begonnen, und der Asphalt glitzerte feucht. Mühsam bahnten sich die Scheinwerfer der Fahrzeuge, die um diese Zeit aus Süden kommend Richtung Stuttgart fuhren, unter ihm einen Weg durch die milchig wabernde Nebelwand.

Es war Sonntagabend, und viele Familien hatten das sonnige Wochenende zu einem Frühlingsausflug in die Alpen genutzt oder schon die milden Temperaturen am Bodensee genossen. Erst am Abend waren Regenwolken aufgezogen und mit ihnen an Donau und Neckar der Nebel.

Die meisten Fahrzeuge trugen Nummernschilder aus Böblingen, Stuttgart und Esslingen, auf dem Weg nach Hause, zurück zur Arbeit am nächsten Morgen. Erst wenige Meter vor der Brücke drang das Leuchten der Fahrzeug-